

Langsames Gift

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **24 (1930)**

Heft 13

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Belehrung

Langsames Gift.

„Wem läutet das?“ fragte eine Nachbarin die andere.

„Und das wißt Ihr nicht? Die betrunkene Andreas'n ist gestorben.“

„Was Ihr sagt! Wann denn?“

„Gestern fand man sie auf dem Felde, vom Schläge gerührt. Einen Beutel voll Mehl hatte sie in der Hand, mit dem sie wahrscheinlich zur alten Bojkona gehen wollte, um bei ihr zu trinken; aber sie kam nicht bis dorthin.“

Die Frauen lachten.

„Lacht nicht darüber!“ sprach da ein altes, auf ihren Stab gestütztes Mütterchen. „Ihr habt die Andreas'n bloß als Trinkerin gekannt. Ich habe aber bei ihr gedient, als sie noch jung war. Sie war damals eine rechtschaffene, ordentliche Frau, arbeitsam, flink, reinlich und bildschön, wie so bald keine zweite zu finden war. Ihr könnt es daran sehen: als der Andreas sich mit ihr verheiratete, besaß er nur ein kleines Häuschen und einige Aecker. Aber beide arbeiteten und sparten ordentlich. Er war eifrig bei seinem Handel und sie hütete und vermehrte den Verdienst, so daß nach kurzer Zeit Aecker und Wiesen zugekauft und ein schönes Haus gebaut werden konnte. Ihre Söhne ließen sie studieren, die Töchter heirateten vornehm — kurz, unter Gottes Segen ging es ihnen gut, hauptsächlich, weil sie eine so tüchtige Hausfrau war, bis sie sich das Trinken angewöhnte . . .“

„Da hat sie früher also nicht getrunken?“ fragten die Frauen verwundert. „Wie kam es, daß sie dann später so herunterkam und ihrer Familie solche Schande machte?“

Das Mütterchen seufzte. „Wißt ihr, als die Obrigkeit erlaubte, daß jeder Bauer seinen Zwetschgenbranntwein selbst brennen darf, begann auch Andreas zu brennen. Er hatte selbst viel Zwetschgen und kaufte noch von andern dazu. Ich diente damals noch bei ihnen. Da der Bauer wenig zu Hause war, lag die Brennerei ganz in den Händen seiner Frau. Dabei gewöhnte sie sich das „Kosten“ so an, daß sie eher Brot als ihren Schnaps entbehren konnte.“

Dann starb plötzlich der Bauer. Die Kinder zogen fort und das Gut wurde geteilt. Die Bäuerin hätte von ihrem Witwen-Anteil herr-

schaftlich leben können, aber sie vertrank alles und aß womöglich nichts. Arbeiten wollte sie nicht, konnte bald auch nicht mehr. Ihr wißt ja, wie oft man sie aus dem Bache zog, erfroren und zerschlagen. Wie traurig und peinlich war das für die Kinder! Sie konnten ihr nicht helfen; was man ihr auch schickte, Eßbares oder Kleider — alles wurde verjezt und mit alten Weibern vertrunken. Hatte sie nichts mehr, so stahl sie, was ihr in die Hände kam.“

„Aber warum nahmen sie die Töchter nicht zu sich, um sie vor dem Trinken zu bewahren?“

„Ach, gute Tochter, wie oft war sie bei ihnen; aber weil sie ihnen nur Aerger und Schande machte, schickte man sie wieder nach Hause. Wer sich einmal das Trinken angewöhnt, dem ist es eine Krankheit. Nur Gott kann da helfen, Menschen vermögen's nicht. Ach, wie oft wurde mir das Herz schwer, und ich verfluchte den Erfinder des Branntweins, wenn ich sie so elend, schmutzig und in Fetzen gehüllt sah! Gäbe es keinen Branntwein, so könnte sie heute noch als angesehenene Frau leben und brauchte nicht zu sterben wie ein Tier, das liegen bleibt, wo es fällt. Niemand beweint sie; ihre Kinder sind froh, sie los zu sein, und mancher wird die Aermste noch im Grab verspotten.“

Das Mütterchen schwieg. Die Frauen gingen in Gedanken versunken auseinander; nur die Glocke klang traurig durchs Tal, als wollte sie die verlorene Seele beweinen.

Viele Jahre wächst schon Gras auf dem Grabe der Andreas'n; aber Tausende von Frauen leben noch heute in der Gefahr, in der jene unterging. Man sagt wohl: „Ich trinke doch für mein eigenes Geld!“ „Ich hab's ja!“ oder: „Man braucht doch nicht gleich ein Trinker zu werden!“

Du trinkst nicht für dein eigenes Geld. Alles gehört Gott — und von jedem Heller, der dir anvertraut war, wirst du einst vor dem ewigen Richterstuhle Rechenschaft ablegen müssen! Vielleicht hast du nicht so viel, als die Andreas'n besaß, und sie starb als Bettlerin und Diebin. Gewiß braucht nicht jede eine Trinkerin zu werden, aber sie kann es werden; und weißt du sicher, daß du, gerade du nicht eine Trinkerin oder ein Trinker werden wirst?

Die berausenden Getränke sind Ketten, mit denen der Teufel die Menschen langsam bindet. Nachdem sie dieses Joch freiwillig auf sich genommen und sich das Trinken angewöhnt haben, nimmt er die Ketten in die Hand wie Zügel, schlägt mit dem Durste wie mit einer Peitsche

und reitet auf den armen Sklaven der Trunksucht. Er regiert, und sie müssen laufen bergabwärts bis ins Grab und dann mit ihm in das ewige Feuer. Alle ohne Unterschied: Männer und Frauen, Gebildete und Ungebildete, Arme und Reiche müssen ihm gehorchen. Keine Macht der Erde kann die Menschen von diesem Tyrannen befreien. Ich kannte einen reichen Trinker, der wohl sein Vermögen nicht vertrinken konnte, aber dennoch, trotz seines Ueberflusses, vor Hunger und Durst wegen Lustringenschwindel starb. Ja, ich kenne Männer und Frauen, die der Teufel schon mit der Kette der Trunksucht gebunden hat und die er weiter und weiter von Gott wegjagt, näher und näher dem Abgrunde zu, „wo ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht“.

Irret euch nicht, die Trunkenbolde werden das Himmelreich nicht ererben! Was wollten sie dort machen? Der Himmel ist nur für Bekehrte, im Blute Jesu gewaschene Sünder, nur für solche, die Jesus von ihren Sünden — also auch von der Trunksucht — erlöst hat.

Zur Unterhaltung

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben.

Von E. Hodler. (Fortsetzung.)

Luiſe und Moriz waren allein, denn die Stiefmutter war mit Paul auf Besuch gegangen, der Vater hatte sie hin begleitet und wurde diesen Abend zurück erwartet. Die Kinder saßen am Fenster und harreten sehnsüchtig seiner Heimkehr.

„Luiſe“, sagte Moriz, „wir wollen doch endlich zu Nacht essen.“

„Habe noch ein Weilchen Geduld. Der liebe Vater wird gewiß bald kommen und dann ist's so hübsch, wenn wir wieder, wie in alten Zeiten, allein zusammen sind.“

„Wenn er nur bald käme,“ seufzte Moriz.

„So lange ist er noch nie ausgeblieben,“ sagte Luiſe.

„Ich habe so sehr Hunger! — Luiſe, hörst Du nicht? — Ich habe so sehr Hunger!“

„Ach, armes Märrchen! Was kann ich tun, damit Du Deinen Hunger vergiffest?“

„Wir wollen lieber nicht länger warten.“

„Aber hör', stelle Dir vor, wie sich der Vater freuen wird, wenn wir auf ihn gewartet haben. Er ist nicht gern allein.“

„Warum erzählst Du mir keine Geschichte mehr?“ fragte Moriz nach einer Pause.

„Haſt Du denn vergessen, daß die Mutter es nicht leiden mag?“

„Das letzte Mal haſt Du mir von Franz erzählt und von dem Zauberrüttlein. Aber die Geschichte von dem andern Jungen bist Du mir noch immer schuldig.“

„Schau, Du erinnerst Dich noch daran? Das freut mich. Es ist seither — laß mich rechnen — mehr als ein Jahr ist seither verfloſſen.“

„Damals war's schön bei uns,“ seufzte Moriz. „Wir hatten die Mutter noch nicht und auch Paul nicht. Gelt, Luiſe, damals bin ich nie — nie ein böser Bube gewesen?“

„Bist du denn jetzt ein böser Bube?“

„Ja — fast immer.“

„Warum denn, mein Liebling?“

„Ich kann nichts dafür, ich weiß nicht, warum ich so böse bin. Gelt, Luiſe, der Vater hat mich nicht mehr lieb?“

Luiſe konnte nicht antworten. Was sie seither gelitten, ließ sich nicht in Worte faſſen. Moriz fuhr fort:

„Paul ist manchmal auch böse, gelt, Luiſe?“

„Gewiß ist er das.“

„Aber warum bekommt er nie Strafe? Ich bin doch nicht immer der böhere von Beiden, gelt, Luiſe?“

„Ich will dir ſagen, welcher von euch Beiden weniger böse ist.“

„Welcher denn?“ fragte Moriz, atemlos vor Erwartung.

„Der kleine Flachskopf mit den blauen Augen und den zerrissenen Höschen und dem zerrissenen Wämschen.“

„Meinst Du mich?“

„Wen sollte ich denn sonst meinen, Morizli, wen sonst? Wenn Paul in Gruberſepp's Obſtgarten Apfel herunter schlägt, so kriegt Morizli die Schläge und Paul die Äpfel. Und wenn Paul seine Höschen zerreißt, so kriegt sie Morizli und Paul kriegt neue.“

„Weil die Mutter ſagt, er sei der Größere. Aber gelt, Luiſe, das ist gar nicht wahr? Gelt, ich bin der Größere?“

„Du bist der Größere und der Schöneren und der Klügere und der Bessere. Bist Du nun zufrieden?“

„Ja. Und jetzt erzähle mir die Geschichte.“

„Also! — Jetzt merke auf, jetzt kommt die Geschichte vom Prügelpeter. Der andere Junge hieß nämlich Peter. Der war in allen Dingen das Gegenteil von Franz. Er ließ keinen Menschen